

Dermisches.

Eine aufregende Adlerjagd fand dieser Tage am Sachlerberg in Unterwalden statt. Auf einem Felsvorsprung in der Höhe von 1400 Meter entdeckten zwei Bergsteiger namens Omlin und Griesinger ein Adlernest, und alsbald beschloßen sie den Kampf mit dem „König der Lüfte“ aufzunehmen. Mit aller Vorsicht näherten sie sich dem Neste und blieben auf der Lauer, bis mit gewaltigem Flügelrauschen Papa Adler mit seinen Söhnen zurückkehrte. Die beiden Jäger eröffneten das Feuer und verwundeten auch die Vögel. Die Jungen verließen sofort wieder das Nest, während der alte, schwerer getroffen, sich in Verteidigungsstand setzte. Griesinger ließ sich nun an einem 60 Meter langen Seil bis in die Nähe des Nestes hinuntergleiten. In dieser Stellung, über einem furchtbaren Abgrund schwebend, verharrete der Kühne über drei Stunden lang und suchte mit dem Messer seinem Gegner zu Leibe zu gehen. Schließlich gelang es, diesen zu Tode zu treffen. Das Schwierigste war die Rückkehr des Jägers mit der schweren Beute auf dem Rücken, doch gelang das Unternehmen, wenn auch unter großen Schwierigkeiten. Das Adlernest bildete, wie Griesinger nachher erzählte, eine wahre Speisekammer. Es fanden sich darin zwei halbgefressene Gans, Reste einer Ziege, die Hälfte eines Murmeltieres und die Knochen mehrerer Hasen.

Was Deutschland an Narnadeln verbraucht. Die Frisur unserer Frauen wird bekanntlich durch Haarnadeln der verschiedensten Form zusammengehalten. Je voller das Haar oder je künstlicher der aufgetürmte Locken- und Flechtenaufbau ist, desto größer ist natürlich der Bedarf an Nadeln und desto größer die Metalllast, die die Trägerin des Kopfschmucks mit sich herumzuschleppen hat. Die Menge Eisen, die dazu jährlich verbraucht wird, wird leicht unterschätzt. Die Zeitschrift für Volksgesundheitspflege von Dr. Siebe stellt nun eine Berechnung des Eisenverbrauchs an: Rechnen wir, daß von den 31 Mill. Frauen Deutschlands nur 20 Millionen Haarnadeln gebrauchen, und rechnen wir durchschnittlich nur 20 Stück — im wahrsten Sinne des Wortes — auf den Kopf, dann gibt das 400 Millionen Haarnadeln. Das Gewicht der einzelnen Nadel kann man auf ein Gramm veranschlagen, folglich das Gewicht aller auf 400 000 kg, d. h. 8000 Zentner. Da von diesen durchschnittlich etwa die Hälfte jährlich in Verlust gerät, so sind mindestens jedes Jahr 4000 Zentner Haarnadeln neu herzustellen. Doch

dürften diese Zahlen noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Wieviel Geld die Amerikaner in Europa lassen. Alljährlich findet eine friedliche Invasion von Amerikanern statt. Nach den Listen der transatlantischen Dampfergesellschaften hat man ausgerechnet, daß alljährlich ungefähr 300 000 Amerikaner Europa aufsuchen, und man weiß, daß diese Riesenziffer ständig im Wachsen begriffen ist. Natürlich kosten diese Reisen auch Geld, viel Geld, und das um so mehr, als die Amerikaner, die Jahr für Jahr über den großen Teich gondeln, zu den Reichen und Reichsten des Landes gehören, und sich jeden nur erdenklichen Luxus leisten können. Man taxiert die Ausgaben dieser „Reisen“ auf ungefähr vier und eine halbe Million, und der größte Teil des Geldes bleibt in Europa. Denn außer den eigentlichen Reisekosten der Ueberfahrt wird das meiste Geld für allerlei Einkäufe und Reiseandenken verausgabt. Allein in Paris pflegen 30 000 Amerikaner Tausende und Abertausende für Toiletten, Hüte, Basen und allerhand Luxusgegenstände zu verfeuern.

Der Badeort der Milliardäre. Americas berühmte Milliardäre sind natürlich viel zu fein, um ihre sommerliche Erholung an solchen Badeplätzen zu suchen, wo sie mit Leuten aus dem gemeinen Volk zusammenleben müssen, die vielleicht nicht einmal über eine lumpige Million verfügen. Der Ort, wo diese Herrschaften sich im Sommer zusammenfinden, ist Newport. Die Milliardärgesellschaft der Vereinigten Staaten ist in Wirklichkeit die geschlossenste Clique, die es in der ganzen Welt gibt, und kein Adel in den „zurückgebliebenen“ alten Ländern kann sich an Hochmut und Abschließungswut mit ihnen messen. Welche Tollheiten Milliardäre unternehmen, zeigt in Newport das Beispiel Pierpont Morgans. Er hat eine besondere Vorliebe für die Lage von Gebäuden auf Dügeln, was ja an sich noch kein moralischer Mangel ist. In Newport aber ist Mutter Erde flach, wie eine Pfanne, und Hügel sind erst in einiger Entfernung auffindbar. Aber „ich will meinen Hügel“, so entschied Pierpont Morgan und also mußte es geschehen. Steine, Erde und Sand wurden auf eigener Eisenbahn von weiter Entfernung herbei befördert, bis glücklich der gewünschte Hügel auferbaut war, den nun Pierpont Morgans übrigens recht hübsches Landhaus trönt. Wie viel diese Milliardärschaune gekostet hat, ist bisher nicht bekannt geworden.

Die bösen Autos. Als der Kaiser zum Empfang des Königs von England in einem Automobil vom Schloß zum Bahnhof Kassel fuhr, bemerkte,

wie die „Köln. Zig.“ berichtet, eine offenbar vom Lande stammende alte Frau, die sich unter den Zuschauern befand: „Wenn der Kaiser doch nicht immer in dem schrecklichen Dinge fahren wollte! Wie er nur daran Gefallen finden kann, und riechen tun die Dinger doch auch nicht gut! Wie leicht reunt eins neben wider, und dann ist das Unglück da. Was sollte dann die arme Frau mit den Kindern machen?“ Dann philosophierte sie weiter: „Das müßten ihm die Herrre doch einmal beibringen, daß er das läßt. Er hat doch die schönen Pferde und Wagen all.“ Wohlbefriedigt lächelte sie, als dann bald darauf der Kaiser mit dem König vom Bahnhofe in dem prächtigen Galawagen mit den Vorreitern angefahren kam. „Neß des denn nu nit scheener?“ wandte sie sich triumphierend an ihre Nachbarschaft, die ihr natürlich recht gab.

„Falsche Kur“. Zu einem Imker kommt eine Bauersfrau und erzählt, sie habe vernommen, daß er durch seine Bienen Gift aus dem Körper vertreiben könne. Der Imker, kein Freund von vielem Reden und Fragen, geht zu seinem Bienenstand, fängt einige Bienen ein und setzt sie der Frau ohne weiteres in den Nacken, indem er dafür sorgt, daß sie kräftig stechen. Da wendete sich die Frau unter Stöhnen wütend herum und versetzte dem hilfsreichen Mann zwei schallende Ohrfeigen. „Du dumme Schinderhannes“, schreit sie giftig, „ich hob jo gor ten Gift, die hett jo min Mann“, und damit verließ sie schimpfend und stöhnend vor Schmerzen den verblüfft dastehenden „Heilkünstler“.

(O, diese Fremdwörter!) Die „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ schreibt: Es gibt keinen Platz unter der Sonne, der nicht von dem Wirbel allgemeiner Umwandlungen erfaßt würde. Selbst die Stadttagelöhner in Pfullingen spüren das und empfinden das Bedürfnis, ihre äußere Lage den veränderten Zeitverhältnissen anzupassen. Sie stecken daher die Köpfe zusammen und der Gescheiteste von ihnen entwirft das Schriftstück an den hohen Stadtrat, in dem dieser — an eine solche Behörde muß man sich gebildet ausdrücken — mit wohlgelesenen Worten um angemessene Reduzierung der Löhne gebeten wird. Und der Stadtrat von Pfullingen hat ein Einsehen mit den guten Leuten und sagt ihnen: „Reduzierung eurer Löhne verlangt ihr, Regulierung meint ihr, und weil ihr das so hübsch ausgedrückt habt und auch sonst brave Leute seid, so wollen wir euch eine Aufbesserung gern gewähren.“

Die kostbarste Landkarte der Welt ist ein Geschenk des Zaren an Frankreich. Sie ist ganz

Im Kampf ums Glück.

Roman von E. v. Libonius.

18) (Nachdruck verboten.) Die Wahrheit war, daß es einige hochangesehene Häuser gab, die Harrison mit unzerstörtem Mißtrauen betrachteten und sich in keine Verbindung mit ihm einlassen wollten. Freilich, bis jetzt war niemand etwas Nachteiliges über Harrison bekannt. Er führte ein großes Haus und gab prächtige Feste, er bezahlte alles baar und besaß Kreditbriefe auf die bedeutendsten Firmen.

Rhonas Vater rechnete es sich zur Ehre im Hause Harrisons ein- und ausgehen zu dürfen, und er machte ihr Vorwürfe über das gemessene zurückhaltende Betragen, das sie dem Ehepaar Harrison gegenüber beobachtete.

Nachdem er seine Angelegenheiten in Hamburg ins Reine gebracht, reiste Forster in die Heimat zurück. Seine Frau hatte er schon brieflich auf die bevorstehende Aenderung vorbereitet. Frau Forster machte keine Einwendung; sie fand es in Mariental doch recht einsam, seit Rhona sie verlassen und freute sich, in die Nähe der Tochter zu kommen. Mariental wurde verkauft und wenige Wochen, nachdem er Hamburg verlassen, kehrte Forster mit seiner Frau wieder zurück.

Auch Frau Forster war von all dem Glanz und Reichtum, der sich in Mergentheims Hause zeigte, wie betäubt.

Rhona fand wenig Trost in der Gesellschaft der Mutter; zu einer offenen Aussprache kam es überhaupt nicht, denn Rhona hatte sich vorgenommen, niemand mehr ihr Leid zu klagen, und Frau Forster hielt ihre Tochter inmitten eines solchen Ueberflusses für sehr glücklich.

Das neue Unternehmen beschäftigte Guido Tag und Nacht; er reiste mit Harrison nach England, um den angekauften Grund und Boden zu besichtigen und die ersten Ausgrabungen zu überwachen. Auch handelte es sich darum, die Bewilligung zum Bau einer Eisenbahn zu erhalten, die die obere Strecke mit einer belebten Verkehrsline verbinden sollte. Es gab vollauf zu tun und Rhona bemerkte mit Schrecken, daß Guidos Körper diesen Anstrengungen nicht gewachsen war.

Mergentheim begann starke Weine zu trinken, was er sonst nie getan, und die schädlichen Folgen dieser Ausschreitungen blieben nicht aus. Eine mit Mitleid gemischte Empörung beschlich die junge Frau.

Sie selbst begann zu tränkeln und diese Unpäßlichkeit bot ihr hinreichenden Vorwand, um so viel als möglich von den Festlichkeiten fern zu bleiben, die Harrison seinen Freunden und Bekannten gab.

Eine Zeitlang ging alles gut; die Aktien für die englischen Kohlenwerte fanden reißenden Absatz, Guido Mergentheim war einer derjenigen, die die meisten gekauft — er sah sich in seinen Träumen als der Besitzer ungezählter Millionen, als gleichberechtigten Geldfürsten unter den andern, welche die Welt kennt — da, mit einem Mal, tauchten gar

seltsame Gerüchte auf. Es hieß, der Grund und Boden sei bei weitem nicht so ergiebig, als man anfänglich angenommen, auch mit dem Bahnbau hatte noch nicht begonnen werden können — alles sei zu überstürzt angegriffen worden. Und schließlich kamen auch über Harrison selbst allerlei nachteilige Dinge in Umlauf.

Rhona sah, daß ein schweres Ungewitter in der Luft hing; sie sah es an den undüfterten Mienen des Gatten, an den verstörten Blicken ihres Vaters, aber sie wagte keinen der beiden zu fragen — die Wahrheit hätte man ihr doch nicht gesagt.

So lebte sie in steter Unruhe dahin — das Verhängnis nahte, der Becher war übervoll, was — was würde das Ende sein? —

Es war ein kalter, regnerischer Oktoberabend. — Frau Berta Harrison ging in ihrem lichtdurchfluteten Wohnzimmer langsam auf und ab.

Die vielen Feste und Gesellschaften machten ihr keine sonderliche Freude mehr, sie fühlte sich übermüdet.

Selbst die Triumphe, welche sie feierte, ließen sie kalt, das alles begann so schal, so alltäglich zu werden und sie lechzte nach Aufregung, nach etwas Neuem, Ungekanntem. Berta blieb stehen und blickte um sich.

All diese Pracht, dieser Luxus kamen ihr mit einem Mal recht nichtig und klein vor.

Nun ja, es war ganz hübsch, prachtvolle Anzüge zu besitzen, in luxuriös ausgestatteten Räumen zu

aus Edelsteinen hergestellt, und ihr Wert beträgt wohl 5 Millionen Mark. Jeder der Edelsteine stammt aus russischen Bergwerken, der Grund ist polierter Jaspis, auf dem die 87 Departements Frankreichs in allen leuchtenden Farben sich abheben. Die größeren Städte sind durch besonders kostbare Steine bezeichnet, ein großer Rubin kennzeichnet Paris, ein Smaragd Havre, ein Diamant Lille ein Saphir Rouen usw. Die Klasse sind in Platin eingelegt, alle Namensbezeichnungen in Gold.

(Unfreiwilliger Humor ist meist der Beste!) So zirkuliert gegenwärtig in schweizerischen Blättern ein Inserat, worin ein Schinkenlieferant in Bayern seine Ware in folgender gelungener Weise anpreist: „Von bayerischen Landschweinen stammend, empfehle einen milden und viltanten Schinken, stets frisch vom Rauch, bei billigster Berechnung einer gütigen Abnahme.“

Hygiene des Eiskastens. Die „Münchener medizinische Wochenschrift“ teilt einen Fall mit, welcher wichtige Fingerzeige für die Hygiene des Eiskastens gibt. Nach einem Bericht des Neuulmer Amtsarztes Dr. Weiland erkrankten sechs Angehörige eines siebenköpfigen Haushalts gleichzeitig an eigenartigen Vergiftungserscheinungen und zwar nach Genuß eines Puddings, der aus übrig gebliebenem Eiweiß bereitet worden war. Letzteres hatte während der Aufbewahrung in einem leeren Eiskasten ein zur Gruppe der Bromäne (Leichengifte) gehöriges sehr gefährliches Eiweißgift entwickelt. Meerschweinchen wurden nach Zuführung von nur 0,04 Gramm dieses Giftes innerhalb einer Stunde getötet. Es ist daraus die Lehre zu ziehen, daß Eiskästen mehrmals im Jahr, besonders wenn sie länger ohne Eisfüllung geblieben sind, gründlich und sorgfältig gereinigt werden müssen.

Große Sonnenflecken. Die Fleckentätigkeit der Sonne sollte bei dem normalen Verlaufe dieses Phänomens jetzt in starker Abnahme begriffen sein, da das Maximum bereits über zwei Jahre zurückliegt. Aber ebenso wie sich dieses lange verzögerte, so scheint es auch mit dem zu erwartenden Minimum zu sein. Es war ja auch jenes Minimum nur wenig hoch und erreichte lange nicht seine letzten Vorgänger. Merkwürdig ist es aber immerhin, daß bis jetzt noch kein fleckenfreier Tag aufgetreten ist, im Gegenteil konnten mehrmals recht große und ausgedehnte Fleckengruppen beobachtet werden. Eine solche tritt nun wiederum am Ostrande ein. Sie besteht aus mehreren großen, von breiten Höfen umsäumten Kernflecken, die von vielen Flecken und Bören begleitet sind. Im weiten Umkreise glänzen die lichten Fatale wie ein Flammenmeer. Gleichzeitig tritt ein weiterer großer lebhafter Fleck ein, während drei andere Gruppen dem Westrande zu eilen und in den nächsten Tagen auf die Rückseite der Sonne gelangen. Es ist also die Sonne jetzt wiederum ein dankbares Beachtungsobjekt und sind weitere interessante Vorgänge, wie magnetische Störungen, Nordlichter, Erdströme auf unserer Erde, die ja vielfach gleichzeitig oder im Gefolge auftreten, unter Umständen ebenfalls zu erwarten.

wohnen — aber das Glück, das wahre Glück war es doch nicht!

Sie wollte sich's nicht zugestehen, daß sie sich vor ihrem Gatten fürchtete — ja fürchtete; das war der richtige Ausdruck für das Gefühl, das sie jedesmal in seiner Nähe beschlich.

In seine engeren Verhältnisse hatte er ihr nie einen Einblick gestattet, aber Berta war klug und scharfsinnig genug, um sich auch in dieser Beziehung ihr eigenes Urteil zu bilden.

Berta war keine besonders gewissenhafte Frau, das hatte sie zur Genüge bewiesen, dennoch konnte sie den Gedanken nicht ertragen, an einen Menschen gekettet zu sein, dessen Vergangenheit höchst wahrscheinlich nicht ohne Makel war — denn anders konnte sie sich sein konsequentes Schweigen über alles, was sich irgendwie auf das „Früher“ bezog, nicht erklären.

„Mitgefangen, mitgegangen“, sagte sie leise vor sich hin, „ich habe mit ihm den Reichtum geteilt, ich werde auch seine Schmach teilen müssen. Gibt's aber denn gar keinen Ausweg?“ fuhr sie sinnend fort. „Wenn ich nun flüchtete, bevor der Zusammenbruch erfolgt? Zu meiner Mutter nach D. zurück? Nein, das wäre nichts.“

Etwas wie Scham stieg doch in ihr auf, daß sie sich um ihre Mutter, seit es ihr gut ging, so wenig gekümmert hatte.

Ein glänzendes Leben führte sie doch erst eigentlich, seit sie Harrisons Gattin war; als Gräfin Langsdorff hatte sie ihrer Ansicht nach sehr bescheiden gelebt.

Mit den Ärzten und ihrer vermeintlichen Kunst setzt sich Ernst Blum, der Pariser Humorist, auseinander. „Die Ärzte“, schreibt er, „werden gegenwärtig viel angegriffen: Man zerschmettert sie in Zeitungsartikeln und Brochüren und schleppt sie sogar vor die Gerichte, wenn sie sich in der Krankenbehandlung geirrt haben, oder wenn man glaubt, daß sie sich geirrt haben könnten; man verlangt von ihnen Schadenersatz und Zinsen und kann sich auf diese Weise ein hübsches Stück Geld verdienen. Mit einem Worte: es ist eine kritische Zeit für die Ärzte. Molière, seligen Andenkens, machte sich über die Herren Doktoren nur lustig; heute geht man viel weiter, man fordert ganz einfach ihren Kopf. Hat man unrecht? Man kann sich denken, daß ich allein die Frage nicht entscheiden kann; alles, was ich sagen kann, ist, daß ich vor einigen Monaten sehr krank war, und daß ich von zwei trefflichen Doktoren, von denen der eine mein Neffe ist, ganz großartig behandelt worden bin. Und ein Neffe, der seinen alten Onkel großartig behandelt, ist das nicht der Gipfel der Hingebung? Die Ärzte verdienen also sicher nicht die Angriffe, deren Gegenstand sie sind. Man wird sogar zugeben müssen, daß, nächst den Theaterdirektoren, sie es sind, die die meisten Freibillette verteilen. Ein Doktor wird, wo er sich auch zeigen mag, gezwungen, eine Menge unentgeltlicher Ratsschläge zu geben; indirekt und scheinbar ganz nebenhin setzen ihm alle Personen, die ihn umgeben, ihren Krankheitsfall auseinander und verlangen von ihm einen Rat. Ich war eines Tages so unvorsichtig, einen hervorragenden Professor der medizinischen Fakultät zum Essen einzuladen; wir waren etwa 20 bei Tisch, und alle 20 Esser haben den unglücklichen Doktor so ausgefragt, daß er keinen Bissen essen konnte. Nach dem Essen sagte er, traurig lächelnd, zu mir: „In der Klinik lassen sie mich wenigstens essen.“ Die Ärzte können nicht alles wissen, und das aus einem einfachen Grunde: die Medizin weiß auch nicht alles! Es ist unangenehm zu sagen, aber von allen menschlichen Wissenschaften ist die medizinische Wissenschaft vielleicht die rückständigste, natürlich nach der dramatischen Wissenschaft! Die Doktoren selbst, die wie die gewöhnlichen Sterblichen Krankheiten unterworfen sind, wären glücklich, wenn sie wüßten, wie sie diese Krankheit kurieren sollen. Ich erinnere mich, daß uns Dr. Trouffean eines Tages folgende Geschichte erzählte: Er hatte das Unglück, die Gicht zu haben; er hatte schon alle Mittel versucht, aber er konnte sie nicht loswerden. Als er nun eines Sommers seine Ferien in der Schweiz verbrachte, hörte er von einem Arzte, der wegen der großen Erfolge, die er in der Gichtbehandlung erzielte, in hohem Ansehen stand. „Man kann nie wissen!“ sagte sich Dr. Trouffean. „Dieser Kollege hat vielleicht etwas gefunden, woran ich noch nie gedacht habe; was riskiere ich, wenn ich in seine Sprechstunde gehe?“ Und er ging inkognito zu dem Arzt und mußte sehr lange im Wartezimmer sitzen. „Donnerwetter!“ sagte sich der Doktor, „der hat aber Patienten! Sein Mittel muß doch also wohl gut sein; umso besser!“ Endlich durfte auch er das Sprechzimmer

des Kollegen betreten; dieser fragte den Patienten, den er nicht kannte, lange über dieses und jenes, behörchte und belopfte ihn und sagte dann: „Ich will Sie gesund machen; ich will Sie nach der Methode behandeln, nach welcher ich viele meiner Patienten behandle, und bei welcher sich die meisten recht wohl befinden.“ Dann setzte er sich an den Tisch, um das Rezept zu schreiben. Während dieser Zeit sagte sich der Doktor: „Ich muß diesem Kollegen gegenüber freigebig sein, denn er wird mir wahrscheinlich einen doppelten großen Dienst leisten: ich werde durch ihn meine Gicht loswerden und außerdem etwas Neues zulernen!“ Und er legte diskret zwei Louis auf den Tisch. Der Kollege gab dem Doktor das Rezept, und als dieser draußen war, warf er natürlich rasch einen Blick auf die Verordnung: es war genau dasselbe Rezept, das er selbst seinen Patienten zu geben pflegte! Nie wieder hat der Doktor zwei Goldstücke so bittere Tränen nachgeweint, wie damals! Es ist selbstverständlich, daß ich viele Theaterärzte gekannt habe. Diese Herren sind lebenslustig und wissen gewöhnlich von der dramatischen Kunst mehr als von der Medizin. Ihr größter Fehler ist, daß sie nie da sind, wenn man sie braucht. Das ist aber leicht zu erklären: der Theaterarzt sieht ein und dasselbe Stück zwei- oder dreimal in der Woche spielen; wenn das Stück Erfolg hat, hat der Arzt nach dem zwanzigsten Male genug davon und geht lieber in die frische Luft. Und gerade, wenn er in die frische Luft geht, wird ein Künstler oder ein Zuschauer plötzlich krank; der Kranke kann sich dann vom dem Regisseur oder von dem diensttuenden Schutzmann behandeln lassen. In dem Varietees gab es einmal einen lebenswürdigen jungen Doktor, der vor keiner unentgeltlichen Konsultation zurückdrehte; er war ein großer Theaterfreund und fehlte an keinem Abend, was immer auch gegeben werden mochte. Er war zuletzt mit den Schauspielern sehr intim, und den Komiker Leonce duldte er sogar. Eines Abends sagte der Doktor zu seinem Freunde: „Hör' einmal, ich will dir einen Dienst leisten: du bist sehr amüsan und spielst deine Rollen immer sehr gut, aber du hast eine Angewohnheit, die man schließlich merken wird.“ — „Eine Angewohnheit? . . . Was ist es denn?“ — „Du fragst dir beständig ohne Grund den linken Arm; das wird dem Publikum eines Tages auf die Nerven fallen.“ — „Du hast recht, ich muß diese schlechte Angewohnheit loswerden suchen. Du bist ja immer im Theater, und wenn du siehst, daß ich meinen Arm kragen will, so krag' dir bitte die Nase, ich werde dann schon wissen, was das bedeutet.“ — „Einverstanden!“ und acht Tage lang kragte sich der aufmerksame Doktor fortwährend die Nase; vom neunten Tage an brauchte er sich nicht mehr zu kragen, Leonce war kuriert. Der Doktor hat sich aber inzwischen angewöhnt, die Nase zu kragen und ist diese Angewohnheit heute noch nicht wieder los.

Anzeigen müssen — um noch Aufnahme zu finden — längstens **morgens 8 Uhr** aufgegeben werden.

Jetzt war sie ja, wie sie sich selbst gestehen mußte, all der Herrlichkeiten überdrüssig, aber sie konnte doch nicht ohne Schaudern daran denken, daß es jemals anders werden sollte.

„So in Gedanken versunken?“ schlug die Stimme ihres Gatten plötzlich in spöttischem Tonfall an ihr Ohr.

Harrison war geräuschlos eingetreten und stand jetzt geräuschlos hinter ihr, ohne daß sie ihn bemerkte hätte.

Berta fuhr mit einem leisen Schrei zurück. „Wie du mich erschreckt hast“, klagte sie.

„Tut mir leid, doch jetzt ist keine Zeit, lange Umstände zu machen“, meinte Harrison kaltblütig, bring mir deinen Schmutz, Berta.“

„Meinen Schmutz“, fuhr sie überrascht auf; „was soll das heißen, was hast du vor?“

„Wir müssen fort von Hamburg und das heute noch. Etwas in meinen Geschäften ist fehlgegangen — es ist besser, ich räume das Feld“, gab Bertas Gatte ruhig zur Antwort.

Sie aber fuhr erschrocken auf und klammerte sich an seinen Arm.

„Was hast du getan?“ hauchte sie, was ist geschehen?“

„Närrchen“, rief er, sie unwillig abschüttelnd, „an den Krügen geht's noch nicht — wir werden schon anderswo ein Heim finden.“

Berta rang verzweifelt die Hände, so war es da, das Ungeheure, Drohende, das sie heimlich immer gefürchtet hatte — was sollte aus ihr werden,

wenn dieser Mann da vor ihr ein Verbrechen begangen hatte?

„Berta“, mahnte der Gatte rauh, „besinne dich nicht und hole den Schmutz.“

„Dieser Schmutz ist aber mein Eigentum“, sagte sie trotzig, „ich sehe nicht ein, warum ich ihn dir ausliefern soll?“

„Weil er bei mir sicherer ist“, zischte er ungeduldig. „Ueberdies glaube nicht, daß ich dir den Schmutz bloß geschenkt habe, damit du Freude an den glänzenden Steinen hättest. Die Brillanten sind aufbewahrt für die Zeiten der Not — eine Kapitalanlage“ — er lachte heiser und rauh — „vorwärts, Berta — keine Geschichten — in drei Stunden müssen wir über alle Berge sein.“

Sie sah ihn starr an.

„Du mußt“, sagte sie, „ich aber nicht.“

Sie zitterte, als sie diese Worte sprach, aber sie sprach sie doch — sie wollte es bis zum äußersten kommen lassen, freilich eine solche Wirkung hatte sie nicht erwartet.

Harrison sprang auf sie zu und packte sie mit seinen derben, knochigen Händen.

„Du mußt, du mußt“, knirschte er; glaube nicht, daß du mit mir spielen kannst, Berta. Du gehst mit mir und wäre es bis ans Ende der Welt. Hast du begriffen?“

Vor Harrisons flammenden, gebieterischen Blicken senkte Berta eingeschüchtert die Augen.

„Ich gehorche“, murmelte sie.
— (Fortsetzung folgt.) —